

Randy Singer

DER
KLON

Thriller

Aus dem Englischen
von Nicola Peck
und Lea Schirra

SCM
Hänsler

Prolog

Sie war sechzehn Jahre alt. Viel zu jung, um zu sterben, wie ihre Mutter ihr immer wieder versicherte.

Maryna Sareth lag zitternd im hinteren Laderaum des rostigen koreanischen Frachters. Tief im Innern des Schiffes war sie, dicht an ihre Mutter gedrängt, zwischen fast einhundert anderen kambodschanischen und chinesischen Flüchtlingen in einem entsetzlich stinkenden Container eingepfercht. Jede Nacht schlotterte sie sich in den Schlaf.

Um diese Reise antreten zu dürfen, hatte jeder von ihnen siebentausend US-Dollar gezahlt. Sollten sie es nach Amerika schaffen, würden sie weitere zehntausend Dollar zahlen.

In dem Frachtraum gab es keine Fenster und nur einen schwachen Ventilator, der gegen den Gestank von Urin und Fäkalien nichts auszurichten vermochte. Als Toiletten hatte man ihnen zwei Eimer zur Verfügung gestellt, einen für die Männer und einen für die Frauen. Die meisten Flüchtlinge, so auch Maryna, litten unter Hautekzemen und Blasenentzündungen. Es war schon einige Tage her, dass man ihr gestattet hatte, an Deck zu kommen, um sich mit Salzwasser abzuwaschen.

Ihre rot geschwollenen Augen brannten von einer Entzündung. Sie konnte kaum noch sehen. Aber nachts, wenn es stockdunkel wurde und man nur die unregelmäßigen Atemzüge der Menschen hörte, die vor Kälte nicht schlafen konnten, war das sowieso egal. Ihr einziger Trost waren der knochige Arm ihrer Mutter, der sanft auf ihrem Rücken lag, und ihre zarten Hände, die immer wieder Marynas Schultern warm rieben.

Maryna konnte die Snakeheads hören – so nannten sich die chinesischen Schmuggler, die einen Menschenhändlerring betrieben –, die zusammen mit den kambodschanischen Auftragskillern an Deck tranken und feierten. Die Auftragskiller waren ehemalige Rote-Khmer-Soldaten, angeheuert von den Snakeheads, um ihre menschliche Fracht zu bewachen. Je weiter die Nacht voranschritt und je lauter der Lärm wurde, umso dichter drängte sich Maryna an ihre Mutter, aus Furcht vor den unausweichlichen Besuchen: Die Luke wurde geöffnet, ein Lichtspalt fiel auf die zusammengepferchte Fracht, und das grausame Auswahlspiel der Snakeheads und ihrer Handlanger nahm seinen Lauf.

In dieser Nacht, der Nacht, die sich für immer in ihr Gedächtnis einbrennen sollte, blieb der Lichtstrahl einer Taschenlampe an ihrem Körper hängen. Sie vergrub den Kopf in der Achsel ihrer Mutter, versteckte ihr Gesicht und hoffte, dass ihr langes schwarzes Haar sie vor den Blicken der Männer schützen würde.

Doch der Kambodschaner hatte seine Beute bereits entdeckt. Sie hörte, wie er über die Reihen von Körpern stieg, bis er direkt über Maryna stand und das zitternde Mädchen zwischen seinen gespreizten Beinen lag. Er packte sie an den Haaren, zog ihren Kopf bis in den Nacken zurück, leuchtete ihr mit der Taschenlampe ins Gesicht und erspähte ein elegant geschnittenes junges Gesicht mit großen braunen Augen. Weder der Dreck, der Hautausschlag noch die entzündeten Augen konnten ihre Schönheit verbergen.

»Komm mit«, knurrte er. Seine zusammengekniffenen Augen starrten sie lüstern aus seinem dunklen und harten Gesicht an, das von einem dichten Bart und offenen Geschwüren bedeckt war. Er ließ Marynas Haare los, die gehorchte und langsam auf die Knie kam. Sie blickte nicht auf.

Doch Marynas Mutter, zweiunddreißig Jahre alt und ebenso zierlich wie ihre Tochter, war bereits aufgesprungen und stellte sich zwischen Maryna und ihren Peiniger. Sie streichelte ihm die Brust und trat dann einen kleinen Schritt zurück, um zu sehen, wie der gierige Blick des Mannes langsam von Maryna zu ihr wanderte. Ohne eine Regung zu zeigen, hielt sie seinem Blick stand.

»Sie ist nicht die richtige Frau für dich«, sagte Marynas Mutter, während sie die obersten Knöpfe ihrer zerrissenen Bluse öffnete. Vorsichtig griff sie nach der schwieligen Hand des Mannes, drehte sich um und zog ihn in Richtung des Oberdecks hinter sich her.

Mit tränenüberströmtem Gesicht streckte Maryna die Arme nach ihrer Mutter aus, die über und um die Körper der anderen Flüchtlinge stieg und mit dem Soldaten verschwand.

* * *

Wieder zitterte Maryna, doch diesmal war die kalte Nachtluft der Wüste Arizonas schuld. Sie hatte nicht geahnt, dass es in Amerika nachts so kalt werden konnte, die Luft so schneidend, das Land so karg.

Im Januar hatte der koreanische Frachter Guatemala erreicht. Maryna, ihre Mutter und einige andere wurden in dem engen Hohlraum unter dem Zwischenboden eines Grapefruitlasters versteckt und nach Mexiko geschmuggelt. In Mexiko wurde die Gruppe von bewaffneten »Kojoten« abgeholt, wie sich die Männer nannten, die illegale Einwanderer über die Grenze schleusten. Ausgestattet mit nur wenig Wasser und noch weniger Proviant, durchquerten sie die Wüste zu Fuß. Um warm zu bleiben, hielten sich die Flüchtlinge nachts fest umschlungen, da ihnen die Kojoten verboten, Feuer zu machen.

Am sechsten Tag schnitten sie sich ihren Weg durch einen Maschendrahtzaun in die USA. Die Kojoten hatten ihren Auftrag erfüllt. Irgendwie hatten sie es geschafft, den Infrarotkameras und seismischen Sensoren, die selbst Schritte erfassen konnten, zu entgehen. Sie waren von den Helikoptern und Flutlichtern der amerikanischen Grenzpatrouille nicht bemerkt worden.

Doch nun, gerade als sich die Gruppe von dreiundzwanzig Flüchtlingen bereit machte, die erste Nacht auf amerikanischem Boden zu verbringen, waren sie Charlie Coggins, einem berüchtigten selbsternannten Ordnungshüter und Landbesitzer, in die Falle getappt. Coggins hatte es sich zur Aufgabe gemacht, illegale Einwanderer zu jagen.

Die Kojoten hatten sie vor Charlie gewarnt. »Mexikaner«, hatte Charlie einst angeblich geprahlt, »sind das beste Freiwild, das es gibt.« Die Kojoten wollten die kleine Gruppe eigentlich an Charlies Land vorbeiführen. Doch ihnen war ein Fehler unterlaufen – und nun befanden sie sich auf Charlies Boden und waren von einer Meute Jagdhunde umzingelt.

»Hombre! Hombre!«, rief Charlie in die Nacht. »Komm raus mit den Händen über den Kopf. Du wanderst zurück nach Meh-hii-ko!« Dann ließ er ein hämisches Lachen erschallen.

Maryna und die anderen drängten sich starr vor Schreck dicht aneinander. Plötzlich durchbrach ein Schuss die Nacht, ein Warnschuss, abgegeben aus der Waffe eines Kojoten. Charlie duckte sich hinter seinen Truck und erwiderte das Feuer.

Maryna hörte, wie eine Kugel an ihr vorbeischoß, und spürte, wie der Sand durch den Einschlag um sie herum aufgewirbelt wurde. »Ich liebe dich«, sagte Marynas Mutter, während sie die Schultern des Mädchens umschlang und sie auf die Stirn küsste. »Renn los, wenn ich es tue, aber in die andere Richtung.«

Bevor Maryna antworten konnte, stand ihre Mutter auf und sprintete aus dem Gehölz hervor, ein fliehender Schatten im Mondlicht. Die Hunde heulten auf und setzten ihr nach, als jemand Marynas Arm ergriff und sie in eine andere Richtung, tiefer in das Gehölz hinein, hinter sich her zerrte. Wieder erklangen Schüsse, diesmal aber weiter entfernt. Maryna warf einen Blick über ihre Schulter und suchte nach der schlanken Silhouette im Mondlicht. Sie streckte die Arme aus, doch die Gestalt war verschwunden.

* * *

Langsam tauchte die Silhouette wieder auf und sagte leise ihren Namen. »Maryna, Maryna«, rief sie liebevoll. Sie wurde immer größer und schwebte über ihr, während sie Maryna sanft schüttelte und anstupste.

Durch ihren verschwommenen Blick wurde die Gestalt, die sich nun über Maryna beugte, deutlicher. Sie versuchte nach ihr zu greifen, doch ihre Muskeln wollten nicht gehorchen. Sie blinzelte träge ... einmal ... zweimal und versuchte verzweifelt, das Objekt oder die Person zu erfassen. Das Bild wurde schärfer, die Dunkelheit wich, und das Licht strömte zurück.

Sie blinzelte erneut und erkannte Dr. Lars Avery, ihren Gynäkologen, der neben ihrem Bett stand und lächelte.

»Herzlichen Glückwunsch, Maryna. Der Eingriff ist gut verlaufen. Sie sind schwanger.«

Maryna erwiderte das Lächeln und sank langsam in einen unruhigen Schlaf zurück. Selbst in ihren Träumen war die Gestalt ihrer Mutter nicht mehr aufzufinden.

1

Montag, 29. März. Sechs Wochen später.

Mitchell Taylor, Jurastudent im dritten Jahr an der Regent University in Virginia Beach, Virginia, lief die langen Flure der Rechtsfakultät entlang, während ihm sein schwerer Rucksack rhythmisch gegen die Schultern schlug. Um andere Studenten, die es weniger eilig hatten, schlug er einen Haken, nahm auf der Treppe zwei Stufen auf einmal und schlich sich um genau 9.04 Uhr in den Hörsaal 230. Der Unterricht hatte um neun Uhr begonnen.

Es war das erste Mal, dass Mitchell in diesem Semester zu spät kam. Und auch das erste Mal seit Monaten, dass er die vorgegebene Lektüre nicht komplett gelesen hatte. Kurz hatte er in Erwägung gezogen, gar nicht zum Unterricht zu erscheinen, doch die Werte, die ihm in seinem Grundstudium am Virginia Military Institute, einer Militärakademie, eingetrichtert worden waren, verwehrten ihm das Vergnügen, eine Stunde zu schwänzen. Stonewell Jackson, dessen Lektionen noch immer durch die Vorlesungssäle des VMI geisterten, hätte ein solch undiszipliniertes Verhalten niemals gebilligt.

Noch immer nach Atem ringend, zog Mitchell seinen Laptop aus dem Rucksack und fuhr ihn hoch. Er legte einen zehn Zentimeter dicken Wälzer über Verfassungsrecht auf den freien Platz neben sich und schlug den Fall auf, den sie heute behandeln wollten. Sein Blick folgte Professor Charles Arnold, einem jungen Afro-Amerikaner, der vor den Studenten auf und ab ging.

»Heute«, wandte sich Mr Arnold an die fast 120 Jurastudenten, »werden wir die Abgründe des Rechts zum Thema Durchsuchung und Beschlagnahme erforschen – die Frage, in welchen Fällen die Regierung einen Durchsuchungsbefehl vorweisen muss, um in unserem persönlichen Hab und Gut herumzustöbern, und in welchen nicht.«

Professor Arnold trat hinter sein Rednerpult zurück. Für einen kurzen, dramatischen Moment verstummte das Geräusch herumrutschender Körper, des Auspackens von Taschen und das Flüstern im Auditorium, als Mr Arnolds langer, dünner Finger die Anwesenheitsliste entlangfuhr. Ge-

schlossen wandten die Studenten den Blick ab. Es galt als unschicklich, aufzusehen, während Arnold sein Opfer wählte, also konzentrierten sich alle auf die Bücher und Monitore vor ihren Nasen. Auch wenn alle anwesenden Studenten bereits in ihrem zweiten und dritten Jahr waren – Zweitler und Drittler, wie sie umgangssprachlich in der Rechtsfakultät bezeichnet wurden – und viele von ihnen, darunter auch Mitchell, schon in ein paar Wochen ihren Abschluss machen würden, wollte keiner von ihnen Mr Arnolds Opfer des Tages werden. Nur wenige entgingen seinen Befragungen unbeschadet.

Mr Arnolds Finger hielt kurz vor Ende der Seite. Mit hämischem Grinsen schaute der Professor auf. »Mr Taylor«, rief er, »da Sie gerade jetzt zu uns gestoßen sind, dürfen Sie heute den Anfang machen.«

Im Hörsaal breitete sich ein kollektives Aufatmen aus, von einem Platz in der Mitte der linken Seite am Gang ausgenommen, wo Mitchell Taylor gerade aufsprang. Er war nicht glücklich darüber, auserwählt worden zu sein, entschied sich aber, das Beste daraus zu machen. Angriff war immer noch die beste Verteidigung, davon war er überzeugt.

»Jawohl, Sir«, antwortete er mutig. Mit kerzengeradem Rücken und hoherhobenem Haupt stellte er sich auf. Mitchell war durchschnittlich groß, mit breiten Schultern und schmalen Hüften. Sein blondes Haar war kurz geschoren, seine Augenbrauen zusammengewachsen, sein Kiefer kantig und sein Gesicht glatt rasiert. Er wischte sich die schwitzenden Hände an seiner Jeans ab.

»Haben Sie den Fall des Obersten Gerichtshofes *Kalifornien vs. Greenwood* studiert?«, fragte der Professor. Mit dieser Routinefrage eröffnete er immer das Kreuzverhör.

»Jawohl, Sir«, antwortete Mitchell, und etwas weniger laut, »zumindest die relevanten Abschnitte, Sir.«

Professor Arnold blieb stehen und sah Mitchell mit einem Ausdruck übertriebener Überraschung an. »Was soll das heißen, die *relevanten* Abschnitte?«

Leugnen war zwecklos, das wusste Mitchell. »Ich habe die Mehrheitsentscheidung gelesen, Professor.«

»Ich verstehe. Und gibt es einen Grund, warum Sie sich die Minderheitsentscheidung von Richter Brennan erspart haben?«